

Barbara Burck in der Galerie Peters-Barenbrock, Ahrenshoop am 4.4.2010

Barbara Burck ist nahe der Ostsee aufgewachsen, aber das ist lange her. Seit 30 Jahren lebt sie in Leipzig, nie etwas anderem als der Malerei verschrieben. Warum fällt ihr Name so selten, wenn von der „Leipziger Schule“ die Rede ist? Barbara Burck ist eine stille Person – mecklenburgisch, wenn man so will, mit einer Abneigung gegen alles Aufgesetzte, was von der eigentlichen Arbeit an der Kunst wegführt: Und das sind ja leider oft kulturelle Strukturen, die sich an einem Motto, einer Losung, einer pauschalisierenden Überschrift ausrichten. Wer an ihre Kunst herankommen will, muss sich auf die Malerei einlassen, da gibt es nicht viel anderes, was man zum Thema machen könnte. Aber wofür steht „Malerei“? Längst sind wir darüber hinaus, das *L'art pour l'art* der klassischen Moderne wörtlich zu nehmen, als Ansage einer Kunst, die angeblich nur für sich selbst da ist. Sicher, man muss auch heute betonen, dass jene Interessen, für die ein Machtapparat Kunst in Anspruch nehmen will, nicht die ihren sind. Aber es gibt andere, substantielle Lebensinteressen, die Kunst zum Ausdruck bringt, gerade in heutiger Zeit – solche, die man weniger gerne öffentlich benennt, besonders dann nicht, wenn kein Blumentopf dabei zu gewinnen ist im Sinne der vielen Eitelkeiten, die immer und überall befriedigt werden wollen.

Barbara Burcks Malerei hat eine derart substantielle Qualität, ist verinnerlicht und wühlt auf, weil man spürt: Hier wird etwas vor Augen geführt, das tatsächlich erlebt ist, etwas im Erleben der Gegenwart Verankertes, Aktuelles, das sie zutreffend erfasst. Dieses Zutreffende, Genaue liegt nicht in einer optischen Sehschärfe, die ihre Bilder vermitteln würden, in klar umrissenen Dingen, an die man sich halten könnte um zu sagen: „Ja, so ist es, so sieht es wirklich aus!“ Im Gegenteil: Man hat eine Bildwelt vor sich, die verschwimmt, die in Farben erglüht und verlischt ohne sich als „klarer Fall“ zu erkennen zu geben. Nicht bekenntnishaft nach außen ist Barbara Burcks Malerei, nicht Ergebnis programmatischer Inszenierung eines visuellen Modus. Es geht ihr nicht darum, Traditionen aufzubrechen und dadurch etwas Neues zu schaffen. Stattdessen lebt ihre Malerei aus der Tradition, ist authentisch, indem sie die bewährten Mittel mit unabweislicher Überzeugungskraft lebendig hält.

Was ist es also, das sie zutreffend erfasst? Geht es um Impressionen, und wenn ja, um welche? Um die Sehbefunde einer Lichtmalerei im Sinne von Barbizon und des späteren Großstadt-Impressionismus? Um Erlebnisfragmente visueller Art aus der Erinnerung? Oder Transformationen anderer Eindrücke in Farben? Sicher bringt die Malerin all das ins Spiel - doch ist es nicht alles, sonst wäre ihre Kunst nicht aktuell. Denn Aktualität ist eine Frage der Deutung, ihrer geistigen Brisanz und Wahrhaftigkeit. Ist doch jedes Bild von der Welt, das Malerei entwirft, von innen her konzipiert, also niemals nur Wiedergabe von Eindrücken, sondern Ausdruck von Wissen und Haltung.

Barbara Burcks Malerei, so denke ich, vermittelt eine tiefe Kenntnis von der menschlichen Fremdheit, Vereinzelung und dem Bedürfnis nach Wiedererkennen im Weitläufigen unserer allseits besetzten, übergreifigen, rasant sich wandelnden und unerhört vielfältigen Welt. In dieser Weitläufigkeit heimisch zu werden, ist die große Herausforderung – vorüberziehen zu lassen, was vorüberziehen will, um dann doch anzukommen an einem Punkt, einem Ort, der lebenskräftig ist, anzukommen an der richtigen Stelle: Orientierung als ständige Lebens- und Überlebensaufgabe, als Feld des Gelingens, auch im Künstlerischen.

Vergleicht man die Lichträume Barbara Burcks mit denen des Impressionismus und der Holländer des 17. Jahrhunderts, wird deutlich: Hier geht es um eine existenzielle Balance, die malerisch zu erkämpfen ist: Balance der Farbflächen als Träger mentaler Energien und Balance von Figur und Raum. Es geht um Zustände in Bewegung: nicht fließend, sondern komplizierter dynamisch, wie ein System hunderter Inseln, die aufeinander angewiesen sind, aber ihr Eigenleben haben, ihre eigenen Blütezeiten und Zeiten des Verfalls in je anderen Rhythmen, die doch miteinander ins Einvernehmen kommen müssen. Bis das erreicht ist, legt sich Schicht auf Schicht der Malerei wie in einem Wachstumsprozess, bestehend aus zahllosen Offenlegungen und Rücknahmen, aus Abbrüchen, Abschlüssen, Wiederanfängen und Weiterführungen, die scheinbar stets mit Vehemenz geschehen, in Erkenntnis einer bildnerischen Dringlichkeit.

So beinhalten diese Malereien sprichwörtlich eine ganze Palette, nicht nur an Farben, sondern auch an Möglichkeiten, sie zu setzen – durchgespielt wie in einer Symphonie, von der nur die letzten Akkorde im Gehör bleiben, wenn man den Konzertsaal verlässt, und doch bebt die Seele vom Ganzen. So wirken die Landschaften Barbara Burcks. Es gibt darin blühende, glühende Töne und solche, die welken, verblassen. Fahle, müde Graus und dann wieder tiefe, sonore Dunkelheiten, lichte, fast überhelle Pastelltöne, dass es eine Pracht ist, ein Jubel, eine Lockung in Frische und Vergehen zugleich. Diese Fülle hat ihre Malerei auch im kleinen Format. Dabei ist der Raumeindruck offen und unprätentiös: Schauen darf man, wohin man will, das Dichte, die Hauptsache ist überall.

Wenn Innenräume gemalt sind, dann meistens mit Frauen darin, oder besser: einer einzelnen Frau, die „hereinspaziert“, sich umsieht, auf dem Sprung ist oder auch auf der Flucht. Es ist ein ganz anderes Heim, als wir es von Vermeer van Delft etwa kennen, mit seinen brieflesenden, schreibenden, klöppelnden, musizierenden Frauen, die Kostüme, Möbel, kostbare Teppiche umgeben und an die Räume binden. Nein, hier sind die Zimmer leergeräumt, wie entkernt vom Inventar, als müsse Raum geschaffen werden, Spielraum für die Behauptung der Figur. Und als setzte dies voraus, dass es nichts darin gibt, was vorzeigbar wäre mit dem Besitzerstolz eines Bürgers, nichts „Eingebürgertes“, sondern höchstens vage Schemen und Schatten vielleicht nur geahnter Mit-oder Gegenspieler einer angedeuteten Beziehung.

Es gab eine Zeit in den 90er Jahren, kurz nach dem Fall der „Mauer“, da hatte Barbara Burck ihr Atelier unter dem Dach einer weitläufigen Fabrikhalle, einer stillgelegten Spinnerei: ohne Zimmerwände, ohne Türen, die sie hätte schließen können, nicht einmal in einer Ecke, sondern mitten in der leeren und gewaltigen Halle. Es gelang ihr zu malen, sich zu sammeln in dieser Offenheit mit ihren unwägbareren Anfechtungen. Was sie dort lebte, war im Grunde ihr künstlerisches Credo.
Und - ist es nicht auch unser aller Situation?

Katrin Arrieta